

theatrische
Landszeit
Kultur
22.1.07



Anklage des wahren Schuldigen: „Mein Herz ist so verderbt nicht!“, erklärt Werther (Martin Andreas Greif) dem gipsernen Zeugen, der – in dieser Gestalt – davon vollkommen ungerührt blieb.

Oh Lottelottelotte!

„Die Leiden des jungen Werther“ als Geraer Monodram

■ Von Wolfgang Hirsch

Gera. (tlz) Eine Wohnung ver-rät den Geist, der sie behaust, und daheim herrscht kreatives Chaos: ein Tisch in der Mitte, hinten ein Flügel mit gipserner Büste von – wem sonst? – Goethe bekrönt, links eine Staffelei, daneben wartet, dass wer sich hinaufschwänge, ein Sportgerät, ein Pferd. Die an die Wand gepinnten Bilder zeigen Kleist, Novalis, wieder Goethe, von Warhol nach Tischbein porträtiert, und andere, übliche Verdächtige. Wirr wie seine Dachkammer ist deren Herr im Oberstübchen, ein junger Spring-ins-Feld.

Da kommt er an. Zerzaust. Gerupft. Der Zopf hängt wirr überm Kragen und Strähnen im Gesicht, das Hemd zerknittert wie's Gemüt, hat unser Freund – die Musik ver-rät's sogleich – den Blues. Und wie! Müd' bläst er vom Fensterbrett den Staub aus einer Zeit, als alles anders war. Ach Werther! Entzündet, fiebrig dein Gemüt, schon schäumst du los, du jugenhafter Stürmer, Dränger mit der großen Seele, sprudelt es aus dir hervor. Von unaussprechlicher Schönheit der Natur schwärmst du, als hättest die Buga du besucht, und meinst dann kühl: „Die Stadt selbst ist unangenehm.“

Wir sind in Gera, und diesen Satz haben wir geflissent-

lich überhört. Martin Andreas Greif, der junge, blass geschminkte Mime, deklamiert uns Goethens Text, den Briefroman, der damals soviel Furore zeugte, in einer Bühnenadaption Joachim Meyerhoffs. Es ist eine gedrängte, verdichtete Collage der liebesglühenden Prosa anno 1774, überlagert von Apo-Kult und von Plenzdorfs Lesart, und ist ein wahres Monodram für einen Monomanen. Ganz allein ist Werther. Doch gar nicht bei sich, vor lauter Seelenfieber. Lottelottelotte, schlägt sein wildes, aufgewühltes Herz.

■ Die Distanz seiner Briefe ist völlig dahin

Eine gute Stunde hüpfert er durch die Stube, trinkt Rotwein, Whiskey, beißt ins Glas und brät ein Ei. Himmelt die blondierte Schöne auf dem Werbeplakat an. Nein, nein, mein Herz ist so verderbt nicht, sagt er der Goethe-Büste ins Gesicht. Vergebens. Die Ruh ist hin und der Mann aus dem Lot. – So einer, so ein exaltierter Kerl, passt nicht in unser bürgerliches Leben. Will er auch nicht, will nur Lotte. Die bei Albert ist, dem aufgeräumten, glatten, Großmut vorschützenden Spießier. Indes Werther, der subkultural Alternative, keine Chance hat. Wenn seine und Lottens Tränen sich vereinen, so

rührt' es unsern Schmerzensmann zum Höchsten der Gefühle. Erbarmen!

Der bravouröse Greif ist so verspannt und aufgedreht, wie wir den Werther niemals mögen würden. Dessen Briefe lasen wir aus hinreichender Distanz; aber ihn so zu sehen, so wie er sein müsste, wenn es ihn heute gäbe: Das zerrt an unseren Nerven. Dazu die kurzen Textsequenzen und jedesmal 'nen Szenenwechsel. Nur ein bisschen Poesie fällt durch die Dachluke, mit himmelblauem Vogelflug und morgenrotem Schein.

Uns kam die philosophische Begründung des Suizids ein wenig kurz, das mit Natur und Recht und Freiheit, dass Werther nicht bloß Liebeskummer hat, sondern aus seiner Welt gefallen ist. Aber als der Geist erlahmt, als er resigniert und wie abwesend und immer leiser wird, da reißt der letzte Knall uns doch aus dem Theaterdunkel. Nicht einen großen, aber guten, sehenswerten Abend haben Geras Schauspielchef Uwe Dag Berlin und seine in subtilen Details verliebte Ausstatterin Franziska Harbort in die Bühne am Park gezaubert. Und dem nur anfangs zu nervösen Werther-Greif tut aller gerechte Beifall von jenseits der Rampe sichtlich wohl.



Weitere Aufführungen:
27. u. 28. Jan., 12. Feb.